

Nach Amerika  
und zurück  
im Sarg



I



Mit größter Anstrengung öffnet sie die Augen, aber es ist in einem anderen Zimmer; dann eilt sie durch eine belebte Straße, an feinen Geschäften vorbei, die Auslagen an der Place Vendôme erregen ihre Aufmerksamkeit, Uhren so flach wie Münzen; aber sie weiß, es kann nicht stimmen, sie weiß, sie muss in einem Zimmer im Bett liegen, wenn sie die Augen aufschlägt. Immer wieder schließt und öffnet sie ihre Augen, jetzt liegt sie im Bett; sie erkennt das Zimmer; das Licht im oberen Stockwerk eines Hauses am Hudson River. Aber sie kann die Augen nicht lang genug offenhalten; mit jedem Augenaufschlag verändert sich das Zimmer, mal ist das Fenster auf einer anderen Seite, mal verstellt eine dunkle Masse den Blick. Jetzt erkennt sie die Gestalt eines Mannes, erinnert sich an den Schmerz, der sie zerriss, den ihr Körper nicht erwartet hatte – ist er ihr Liebhaber? –, im Mantel steht er an ihrem Bett, sie fragt sich, ob sie wie eine Wilde gebrüllt hat, ob er das wüste Rasen und Lästern gehört hat, das über ihrem hervorsprudelnden Blut ausbrach. Und wenn, er tut, als habe er nichts gehört, aus Gleichgültigkeit oder Güte, weil er das, was er sah oder hörte, lieber nicht wahrhaben will. Schön und würdevoll will er sie in Erinnerung behalten.

Sie beginnt zu sprechen, sie ist jetzt weit weg, ihre eigene Stimme wie von ferne, überraschend schnell und flüssig. Sie lacht. Noch nie hat sie so gelacht. Die Form des Mannes ist verschwommen, eine dunkle leblose Masse, die ein wenig pendelt; jetzt erblickt sie das Weiß seiner nackten Sohlen – er hat sich erhängt!

Sophie Blind glaubt es natürlich nicht, sie weiß, dass man etwas nicht glauben muss, nur weil es einen erschreckt hat; sie hat Philosophie und Epistemologie studiert, über das Problem der Verifizierung veröffentlicht. Außerdem sieht sie jetzt nichts mehr. Vielleicht war

es nur ein aufgehängter Mantel, der, als das Flugzeug schwankte, mitschwang. Oder stroboskopisches Sehen.

Der Schmerz ist vergangen, hat sich buchstäblich gehoben. Zuerst konnte sie nicht sehen. Was bedeutete dieses weiße Streicheln? Gott malte mit dem allerweichsten Pinsel die Welt auf ihre Netzhaut; Sterne, fallende Flocken, Blüten, Alleen blühender, wilder Kastanien, jedes Blatt ein grünes Kitzeln. So hatte sie noch nie gelacht. Aber auch das war nicht glaubhaft. Nur weil dich etwas in Verückung versetzt, ist es nicht unbedingt glaubwürdig.

Sie liegt in einem Zimmer im Bett; an dieser vertrauten Vorstellung hielt Sophie Blind auch während ihrer wildesten Träume fest.

Aber träumt sie denn?

Sie sitzt in einem Zimmer und schreibt. Das einzige Problem dabei ist, dass alle Seiten des kleinen Blocks bereits beschrieben sind mit Worten einer fremden Sprache. Sie setzt sich im Bett auf. Sie kennt das Zimmer nicht, ein hoher Raum – ein Marmorwaschtisch mit Krug, der Schrank, französische Provinz – ein altmodisches Hotelzimmer erster Klasse in einem Badeort in der Normandie. Offenbar ein Traum, denn jetzt erinnert sie sich an den Mailänder Industriellen, in dessen Alfa Romeo sie die Küste entlangsausten – Ort und Zeit wären damit bestimmt, aber was ist aus ihm geworden? Sie muss sich das alles notieren – schnell, bevor er kommt – auf dem Papierspitzendeckchen des Frühstückstabletts. Das Zimmer hat sich wieder verändert, aber daran ist sie gewöhnt. An unvertraute Zimmer ist Sophie Blind gewöhnt. Sie ist ihr ganzes Leben gereist.

Dieses Zimmer mit den am Fensterrahmen befestigten bedruckten Musselgardinen, den Vorhängen von unbestimmbarer Farbe, dem hochaufgetürmten Bettzeug könnte in der Budapester Wohnung ihrer Großmutter gewesen sein. Bildnisse bärtiger Männer in Silberrahmen bedecken die Wand. Da ist Betriebsamkeit von Lieferanten am Dienstboteneingang; das Klopfen von Teppichen über

der Brüstung, das Schrubben von Steinfliesen; Gäste werden empfangen und hinausgeleitet; die Tür der Kredenz knarrt jedes Mal, wenn ein weiteres Weinglas entnommen wird.

Sie betrachtet eine Seite der bebilderten Bibel von Doré, eine Ansicht der Sintflut: unten im Bild wirbelndes Gedränge nackter Leiber, die Toten wollüstig über die Klippen hingebreitet, die große, weiße Arche nähert sich von oben; im nächsten Augenblick blättert jemand um: ein Hirtenidyll. Die schattenhafte Figur, die im Zimmer herumtapst und Dinge aus den Truhen hervorzieht, könnte ein Vetter oder Onkel sein. Seltsam, das kitschige Zubehör – Stiefel, Unterröcke, Hüte und Fächer aus den zwanziger und neunziger Jahren. Die rasche, sichere Grazie, mit der er die Dinge handhabt, lässt auf ihren Liebhaber schließen; ihr Liebhaber, der sie neckt, der sich den Pelzkaftan ihres Urgroßvaters überzieht, dann die Silberfuchsstola der Tante; seine Nachahmung geht zu weit. Aufhören, bettelt sie, aber da zieht er sich schon das glitzernde Paillettenkleid ihrer Mutter über den Kopf: ein geschminktes Frauengesicht erscheint, ein vollkommenes Ebenbild mit blonden Locken und dem schwarzen Schönheitspflasterchen knapp unterhalb des linken Mundwinkels; sie sitzt im engen, tief dekolletierten Kleid da, die Beine übereinandergeschlagen à la Marlene Dietrich. – Irgendwer schüttelt das Zimmer wie ein Kaleidoskop; Kronleuchter erblühen und welken in spiegelgetäfelten Ballsälen, ein Zuviel an blendendem Licht und Widerschein. Jetzt ist sich Sophie Blind nicht mehr sicher, ob sie träumt. Eine andere Frage beschäftigt sie: Wenn du unter der Wirkung ihrer teuflischen Droge stehst, kannst du dich erinnern, sie eingenommen zu haben – angenommen, sie haben sie dir nicht heimlich in den Tee gekippt, die Dreckskerle, angenommen, es war kein fauler Trick –, du Idiot hast dich freiwillig dafür hergegeben, kannst du dich unter Einfluss der Droge noch daran erinnern? Sophie Blind erinnert sich nicht.

Sie schaut zu ihrem Geliebten auf, überrascht von seiner Rede-  
wendung: »... jenes Glück, so unwahrscheinlich, welches wir Liebe  
nennen ... « Er sitzt an ihrem Bettrand und raucht mit ernster Miene.  
Den Kopf zurückgeworfen, blickt er in die Ferne; warum nur, fragt  
sie sich, sie möchte seine Augen sehen. »... weil du tot bist, Sophie«,  
hört sie eine Stimme sagen wie aus einem Brief. »Tot.«

»All dies haben wir schon einmal durchgemacht -«, will sie  
sagen. Stattdessen schnellen ihre Augen hoch, um einen letzten  
flüchtigen Blick auf sein liebes Gesicht zu werfen. Es ist weg. Wohin?  
Verschwunden. In den Wandbehang? Eine mittelalterliche Jagd-  
szene auf verblichen grünem Hintergrund; oben links schwebt  
in blasser Skizze eine Burg. Im Vordergrund, en face dargestellt,  
springen gefleckte Dalmatiner auf ihren Hinterbeinen aus dem Bild  
heraus - welche Virtuosität der Verkürzung im Mittelalter, erstaun-  
lich! Moderne, Reformation, Renaissance sind also doch nur Pen-  
nälerwitze, wie sie schon immer vermutet hat - die Welt ging, wie  
vorgesehen, im Jahre 1274 unter, wenn man es nur geglaubt hätte.  
»... Warum musste es ein zwanzigstes Jahrhundert geben? « Eine ihr  
vertraute Stimme wiederholt die Frage eines Studenten mit schwer-  
fälligem, deutschem Akzent. Das war in einem anderen Traum.  
Jetzt kann sie nichts mehr sehen. Eigentlich sieht sie zu viel und  
zu schnell. Es ist ganz gleich, ob sie die Augen öffnet oder schließt.  
Ihr Liebhaber ist im Zimmer und möchte, dass sie ganz ruhig ist.  
Wer veranstaltet in ihrem Kopf diese Jagdpartie? Vögel werden im  
Flug abgeschossen und fallen bleischwer und dunkel von allen Sei-  
ten herab, während ebenso schnell neue hineingeworfen werden,  
mit schrill durchdringendem Schreien.

Sie weiß, es ist vorbei. Sie kann jetzt nicht aufhören. Sie wird  
sich an ihre neue Stimme gewöhnen müssen.

Ja, ich bin tot. Schon als ich ankam wusste ich, dass ich tot bin,  
aber ich wollte es nicht als Erste sagen. Nicht gleich bei meiner

Ankunft. Ich war mir nicht ganz sicher, weißt du. Alles sah so neu aus, die Wassertanks auf den Dächern, die breiten Straßen, die schweren Glastüren; auf dem Gehsteig Fußball spielende Buben. Als sei ich das erste Mal in New York. Meine Wahrnehmung ist manchmal verzerrt. Aber noch nie habe ich mich so quicklebendig gefühlt wie eben jetzt. Das ist das Verwirrende. Und deine Gegenwart, lauschend. Oder du betrachtetest mein Gesicht im Schlaf, so friedlich, sagtest du immer. Wo ich doch weiß, dass du weit weg bist ... Vielleicht sprichst du jetzt gerade die Worte, die alles klären, vielleicht sind Worte auch überflüssig. Die Frauen suchen im Grunde nur das Glück, sagtest du, das Glück eher als Macht oder Wahrheit. Mir aber liegt an der Wahrheit. Jetzt, wo ich tot bin, liegt mir allein an der Wahrheit.

Ich starb an einem Dienstagnachmittag, von einem Auto überfahren, als ich gerade die Avenue George V überquerte. Es regnete stark. Ich kam gerade vom Friseur. Dem Verkehr nach zu urteilen, der an Heftigkeit zunahm, aber noch keinen Stau hatte, muss es kurz vor achtzehn Uhr gewesen sein. Ich entdeckte ein freies Taxi, winkte ihm zu. Ich trat vom Bordstein und versuchte nach Möglichkeit, die Straße zu überqueren. Da sah ich den Portier des Hotels gegenüber mit einem übergroßen Regenschirm auf das Taxi zusteuern und schrill in seine Pfeife blasen. Ich stürzte drauflos. Ich wurde auf die Mitte der Fahrbahn geworfen und sofort überfahren. Der Rest der Geschichte ist verschwommen. Weil es regnete, sammelten sich nur wenige Zuschauer. Die Polizei und der Krankenwagen waren in Minutenschnelle da. Und der Verkehrsstrom hatte sich binnen einer halben Stunde normalisiert.

Es geschah so plötzlich, außerdem dachte ich gerade an etwas anderes. Aber mit ziemlicher Sicherheit bin ich tot. Es steht in der Zeitung. Der Arztbericht liegt bei der Polizei auf dem Schreibtisch, obwohl ein offizieller Totenschein erst morgen früh ausgestellt

werden kann; »femme décapitée dans le XVIII<sup>e</sup> arrondissement«  
hieß es im *France Soir*, und das Gefühl, wie mein Kopf vom Rumpf  
gerissen wird, lebt noch nach. Mein Körper wächst ins Uner-  
messliche, Billionen von Zellen sind plötzlich freigesetzt, dehnen,  
beschleunigen, drängen sich jubelnd, eilen zu den sieben Toren von  
Paris hinaus: Porte de Clichy, Porte de la Chapelle, Porte d'Orléans,  
Porte de Versailles; die Finger meiner ausgestreckten Arme tauchen  
ein in die Wälder von Boulogne und Vincennes.

Liebster,

ich komme. Lass Dich von dem Crillon-Briefpapier nicht verwirren. Ich bin schon unterwegs, heute Nacht fliege ich von Paris ab. Fünf Tage Amsterdam (ich schrieb Dir von der Konferenz); vielleicht kann ich es auf drei Tage beschränken, dann bin ich am Sonntag, dem Elften, morgens in New York mit Icelandic Airlines. Ich telegrafiere, sobald ich es genau weiß. Leg für alle Fälle einen Schlüssel unter den losen Stein. Hoffentlich bekommst Du dies noch rechtzeitig. In den letzten Wochen konnte ich unmöglich schreiben. Arbeitstermine, die Kinder mussten für den Sommer bei meiner Schwägerin untergebracht werden, und dann der endgültige Auszug – eine deprimierende Ansammlung von Zeug. Aber jetzt ist es geschafft. Endlich bin ich frei, die Schlüssel den Nachmietern übergeben, mein einziger Koffer in der Gepäckaufbewahrung am Flughafen. Ich bin den ganzen Tag spazieren gegangen, nur mit meinen Papieren und Deinem Bild in meiner Tasche, ganz wunderbar leicht.

Bin über verschiedene Straßenmärkte gelaufen, begaffte die ewiggleichen Käsesorten und das appetitlich zur Schau gestellte Obst, sogar die grünen Bohnen liegen ordentlich in Reih und Glied; verirrte mich auf dem Blumenmarkt. Saß fast eine Stunde lang in der Empfangshalle des Crillon und versuchte, Dir zu schreiben. Dann spazierte ich an der Place Vendôme herum und besah mir die Auslagen in den Schaufenstern. Erst als die Geschäfte alle zu Mittag schlossen, fiel mir ein, dass ich mir vielleicht für den Nachmittag etwas vornehmen sollte – einkaufen, Besuch des Musée Grévin, um mir die neue Ausstellung altchinesischer Kalligrafien anzuschauen oder einen letzten Blick auf die Kykladenköpfe im Louvre zu werfen. Aber ich ging wie betäubt weiter, an Châtelet vorbei, besah